

## **Umstrittene Denkmäler – Überreste der Geschichte oder Medien der Erinnerungskultur?**

PD Dr. Stephan Scholz (Oldenburg)

Weitgehend unbemerkt wurde 2018 von der Stadt Oldenburg ein Gedenkstein für Wilhelm I. auf dem ehemaligen Kasernengelände in Donnerschwee aufgestellt, der hier zuvor 70 Jahre lang im Erdreich vergraben gelegen hatte. Erst Ende 2019 wurden öffentlich Nachfragen und Kritik laut, was es mit diesem Gedenkstein eigentlich auf sich hat, warum er hier steht und ob er hier wirklich stehen sollte. Er wurde zu einem „Stein des Anstoßes“, wie die Ausstellung des Stadtmuseums ganz zu Recht betitelt ist, zu einem „umstrittenen Denkmal“, das in der sich anschließenden Debatte ganz unterschiedliche Bewertungen erfahren hat.

Zumindest teilweise hingen diese unterschiedlichen Bewertungen damit zusammen, dass unterschiedliche Vorstellungen darüber existieren, was überhaupt ein „Denkmal“ ist, was sein Auftrag ist, wie es funktioniert und wie man mit ihm umgehen sollte. Die einen halten es für einen schützenswerten Überrest der Vergangenheit, für ein historisches Dokument, das an seinem ursprünglichen Aufstellungsort als Zeugnis der Geschichte zu bewahren ist. Die anderen halten es für ein Medium der Erinnerungskultur, ein aktives Instrument der historischen Bewusstseinsbildung, das nach wie vor wirksam ist und daher auch zur Disposition stehen kann – und im konkreten Fall zumindest an diesem Ort, hier auf dem Anne-Frank-Platz, nicht belassen werden sollte. Welche Position ist nun die richtige? Oder haben sogar beide Recht? Und was bedeutet das für unseren Umgang mit dem Gedenkstein?

Der Frage danach, was ein Denkmal überhaupt ist, wie es funktioniert, wie es wirkt und zu bewerten ist, ist Gegenstand des ersten Teils dieses Vortrages. Es geht darum, warum und wie Denkmäler entstehen, errichtet werden und was mit ihnen beabsichtigt ist – immer mit dem konkreten Blick auf den Wilhelm-Gedenkstein und einigen Seitenblicken auf andere Denkmäler in Oldenburg.

Im zweiten Teil geht es um die Frage, warum und unter welchen Umständen Denkmäler entfernt werden – und daran anknüpfend um die Frage, was die Entfernung

des Wilhelm-Gedenksteins vor 70 Jahren für die Frage nach einer Wiederaufstellung heute bedeutet.

Im dritten Teil schließlich soll es um die Frage gehen, was für und was gegen eine Erneuerung von Denkmälern spricht. Eine Erneuerung des Wilhelm-Gedenksteins wurde 2018 ohne Beteiligung von Öffentlichkeit und Politik einfach vorgenommen. Die Stadt hat damit zwar eine neue Ausgangslage geschaffen, aber keine vollendeten Tatsachen. Die Fragen, die vor der Erneuerung öffentlich hätten diskutiert werden sollen, müssen jetzt nachträglich, aber ergebnisoffen besprochen werden. Es sollten dabei auch ernsthaft Alternativen geprüft und erwogen werden.

## **1. Errichtung von Denkmälern**

Als der Wilhelm-Gedenkstein am 4. September 1898 auf dem damaligen Exerzierplatz hinter der Infanteriekaserne am Rand eines Eichengehölzes in Donnerschwee errichtet wurde, wollten die Oldenburger Kriegervereine, die den Stein hier aufstellen ließen, damit zunächst einmal an ein Ereignis erinnern, das bereits fast 30 Jahre zurücklag:

„Hier hielt / Wilhelm der Grosse / des neugeeinten Deutschlands / erster Kaiser / am 16. Juni 1869 / als oberster Feldherr / des Norddeutschen Bundes / Truppenschau / über die Garnison Oldenburg / Errichtet am 4. September 1898“

So lautet die Inschrift auf dem Stein. Obwohl er bei seinem Besuch 1869 noch preußischer König war, erscheint Wilhelm I. hier bereits als „des neugeeinten Deutschlands erster Kaiser“. Als „Kaiser Wilhelm-Gedenkstein“ wurde der Stein dementsprechend auch von den Initiatoren und in der Lokalpresse bezeichnet.<sup>1</sup> Zehn Jahre nach dem Tod Wilhelms I. sollte er insbesondere daran erinnern, dass dieser erste Kaiser auch einmal in Oldenburg gewesen war.

Und das sollte nicht nur einmalig ins Gedächtnis der Oldenburger\*innen gerufen werden. Die Kriegervereine, die am 4. September mit über 500 Mann unter Fahnen und Musik vom Pferdemarkt nach Donnerschwee zogen, wollten nicht nur an diesem einen Tag an den verstorbenen Kaiser und seinen Besuch in Oldenburg erinnern. Es sollte nicht nur einmalig eine Gedenkveranstaltung ausgerichtet werden, von der am

---

<sup>1</sup> Vgl. die Ankündigungen im Vorfeld der Einweihung durch verschiedene Kriegervereine, z.B. in: Nachrichten für Stadt und Land, 01.09.1898 sowie „Die Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Gedenksteins auf dem Donnerschweer Exerzierplatz“, in: Nachrichten für Stadt und Land, 05.09.1898.

nächsten Tag vielleicht noch in der Tagespresse zu lesen sein würde. Dieses Gedenken sollte vielmehr mit einem Denkmal auf Dauer verstetigt werden.

Der Gedenkstein, der an diesem Tag gesetzt wurde, sollte, wie es in der Presse hieß, „das Gedächtnis an jenen Junitag äußerlich verkörpern und festhalten“<sup>2</sup> – also das tun, was Denkmälern generell von ihren Stiftern zugetraut und von ihnen erhofft wird, nämlich etwas dauerhaft vor dem Vergessen zu bewahren, zu vergegenwärtigen und in Erinnerung zu „halten“. Durch seine permanente Präsenz sollte dieser Gedenkstein dafür sorgen, dass der Besuch des Kaisers und damit die Bindung der Stadt an Kaiser und Reich im Bewusstsein der Oldenburger\*innen tief und nachhaltig verankert würde.

Das ist das Ewigkeitsversprechen, das sich mit Denkmälern allgemein verbindet: Durch ihre feste Materialität – klassischerweise aus Metall oder wie hier aus Stein –, durch ihre dauerhafte Besetzung eines öffentlichen Raums und ihre permanente Sichtbarkeit, scheinen sie auf ewig angelegt. Ihre einzige Funktion ist es, etwas dauerhaft vor dem Vergessen zu bewahren und in Erinnerung zu behalten, idealerweise über Generationen hinweg und auch etwaige Veränderungen der Werteordnung überdauernd.

Ein Denkmal ist dabei immer ein höchst selektives Medium der Erinnerung. Ein Ereignis oder eine Person der Geschichte wird besonders herausgegriffen, hervorgehoben und auf den Sockel gestellt. Dies ist also eine Geste der besonderen Wertschätzung und Nobilitierung, insbesondere gegenüber anderen historischen Ereignissen oder Personen, die diese Form der Hervorhebung nicht erfahren. Sie ist eine Form der Privilegierung, die in monarchischen Staaten vor allem Fürsten, Könige und Kaiser erfahren, in Oldenburg etwa Peter Friedrich Ludwig, der 1893 – auf dem Höhepunkt deutscher Denkmalbegeisterung – eine für damalige Verhältnisse relativ bescheidene Skulptur auf dem Schlossplatz erhielt.

Zur selben Zeit entstanden für Kaiser Wilhelm I. hunderte von Denkmälern in ganz Deutschland. Waren diese Denkmäler Ausdruck monarchischer und patriotischer Gesinnung, so entstanden im Kaiserreich auch Personendenkmäler, die bürgerliches Selbstbewusstsein und gleichzeitig nationale Gesinnung zum Ausdruck brachten – in Oldenburg etwa das Denkmal für den hier geborenen Pädagogen Johann Friedrich Herbart 1876 an der Herbartstraße oder für Friedrich Ludwig Jahn 1909 vor der

---

<sup>2</sup> „Die Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Gedenksteins auf dem Donnerschweer Exerzierplatz“, in: Nachrichten für Stadt und Land, 05.09.1898.

Turnhalle am Haarenufer, nicht zuletzt, weil das Turnen damals im Sinne der Wehrrertüchtigung auch als nationalpolitische Aufgabe verstanden wurde.

Das, was im Denkmal auf den Sockel gehoben wird, gilt immer als besonders bedeutsam für die eigene Identität. Denkmäler bringen damit aber nicht nur ein bestimmtes Selbstverständnis und Wertegefüge zum Ausdruck; sie sollen diese auch als allgemein verbindlich erscheinen lassen, sie weiter transportieren und nachhaltig verankern. Mit Denkmälern geht immer auch eine Erziehungsabsicht einher. Dienen viele Denkmäler zunächst nur der Ehrung und Würdigung, so sollen sie gleichzeitig Werte transportieren, wie Kaisertreue und Patriotismus, bürgerliche Leistungsbereitschaft oder nationale Opferbereitschaft.

Letzteres gilt vor allem für die vielen Regiments- und Gefallenendenkmäler, die nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 und dann nach dem Ersten Weltkrieg entstanden und in Oldenburg besonders zahlreich sind. Die Ehrung verbindet sich dabei meistens mit der Mahnung zur Nacheiferung. Zur Einweihung der so genannten Friedenssäule, die zeitgenössisch allerdings meist zutreffender als Siegessäule bezeichnet wurde, erklärte zum Beispiel der Oldenburger Oberbürgermeister 1878:

„Mögen Frauen ihre Männer, Mütter ihre Söhne, Schwestern ihre Brüder an ihre Stufen führen, wenn das Vaterland wiederum in Gefahr ist, und ihnen zurufen: ‚Zieht hinaus in den Kampf, und wenn es sein muß, in den Tod, gleich denen, deren Namen Ihr dort eingeschrieben findet!‘<sup>3</sup>

Sollen solche Appelle zur Nachahmung vor allem gemeinschaftsstiftend und integrativ wirken, so verbindet sich damit oftmals gleichzeitig auch eine abgrenzende Mahnung. Für das Denkmal am Friedensplatz brachte Divisionsprediger Brandt sie bei der Einweihung zum Ausdruck: „Möge es uns allen eine ernste Mahnung zur Wachsamkeit sein, nicht allein gegen äußere, sondern auch gegen innere im Stillen wühlende Feinde“,<sup>4</sup> womit damals gemeinhin Sozialdemokraten, Katholiken, Polen und Juden gemeint waren.

Eine ähnliche erzieherische Absicht verband sich auch mit dem Gedenkstein in Donnerschwee. Zunächst nur eine Form der Ehrung Wilhelms I. als „Heldenkaiser“, wie die Oldenburger Lokalpresse ihn im Bericht zur Einweihung nannte,<sup>5</sup> verwies der

---

<sup>3</sup> Zit. nach Nachrichten für Stadt und Land, 05.11.1878.

<sup>4</sup> Zit. nach ebd.

<sup>5</sup> „König Wilhelm von Preußen in Oldenburg am 16. Juni 1869“, in: Nachrichten aus Stadt und Land, 03.09.1898.

Stein durch die Erinnerung an Wilhelms „Truppenschau über die Garnison“ auf ein besonderes Treueverhältnis zwischen Oldenburg und dem Kaiser: Der Gedenkstein war eine steingewordene „Versicherung unwandelbarer Treue für Kaiser und Reich“, wie sie auch in einer „Huldigungsdepesche“ der Oldenburger Kriegervereine an den aktuellen Kaiser anlässlich der Denkmalseinweihung „unterthänigst“ ausgesprochen wurde.<sup>6</sup>

Diese Treue beinhaltete insbesondere die Bereitschaft, für den Kaiser zu kämpfen und in den Krieg zu ziehen. Platziert auf dem damaligen Exerzierplatz vor der Infanteriekaserne sollte der Gedenkstein die Soldaten anspornen und motivieren, aber auch den Bürger\*innen insgesamt vor Augen führen, wofür und für wen hier in quasi historischer Verpflichtung marschiert und exerziert und gegebenenfalls auch in den Krieg gezogen wurde. Das Denkmal war zu seiner Zeit also ein aktives Instrument der Erinnerungspolitik, das die vaterländische Gesinnung und Kampfbereitschaft stärken sollte. Im Ersten Weltkrieg konnte diese dann in Oldenburg wie in ganz Deutschland problemlos abgerufen und aktiviert werden.

Befürworter\*innen einer Neuaufstellung verweisen darauf, dass dieser Stein heute aufgrund der zeitlichen Distanz nicht mehr so wirkt. Stattdessen sei er zu einem historischen Dokument der Geschichte geworden, das über den Zeitgeist seiner Entstehungszeit, der hier zum Ausdruck kommt, Auskunft geben kann. Dem ist allerdings entgegenzuhalten, dass der Zeitgeist, den ein Denkmal zum Ausdruck bringt, nie der allgemeine Geist einer Zeit ist, sondern nur einen Ausschnitt darstellt und insofern das historische Bild zwangsläufig reduziert und eventuell sogar verfälscht. Denn Denkmäler präsentieren nur einen bestimmten Blick auf die Geschichte, den sie als allgemeingültig ausgeben. Letztlich entsprechen sie aber nur der Perspektive einer Teilgruppe, die überhaupt in der Lage ist, Denkmäler zu setzen. Denkmäler erwecken zwar gerade in der Rückschau leicht den Anschein, dass sie einem gesellschaftlichen Konsens entsprochen hätten. Tatsächlich sind sie aber häufig Manifestationen von privilegierten Gruppeninteressen mit allgemeinem Geltungsanspruch.

Die Initiatoren und Stifter des Gedenksteins in Donnerschwee waren die Oldenburger Kriegervereine. Herr Elerd hat im ersten Vortrag auf die enge personelle Verflechtung dieser Kriegervereine mit dem Oldenburger Bürgertum, den staatlichen Einrichtungen und dem Militär hingewiesen. Sie waren daher sowohl finanziell, vor allem aber in der Verfügung über das nötige soziale Prestige und den öffentlichen

---

<sup>6</sup> Nachrichten für Stadt und Land, 06.09.1898.

Raum in der Lage, Denkmäler in Oldenburg zu errichten. Während das nationalliberal und nationalkonservativ eingestellte Bürgertum wesentlicher Träger der in dieser Zeit entstehenden Denkmäler war, blieben andere Bevölkerungsgruppen außen vor und sollten dies auch bleiben.

Wie schon bei der Friedenssäule zwanzig Jahre zuvor, wurde auch in der Einweihungsrede zum Wilhelm-Gedenkstein eine deutliche Abgrenzung vorgenommen, zu „Nörglern und gehässigen Tadlern“, die danach strebten, die „Liebe zu Kaiser, Fürst und Reich“ zu „trüben und zu zerstören“ und damit „an den Grundfesten unseres Vaterlandes zu rütteln“<sup>7</sup> – was insbesondere gegen die Sozialdemokrat\*innen gerichtet war, die als vaterlandslose Gesellen und Reichsfeinde galten.

Sozialdemokrat\*innen und Arbeiter\*innen – z. B. in der Osternburger Glashütte – hätten wahrscheinlich andere Denkmäler errichtet, wenn sie die Mittel und Möglichkeiten dazu gehabt hätten. Was sie und andere Oldenburger\*innen von dem Gedenkstein hielten, ist nicht überliefert. Zur Einweihung des monumentalen Kaiser-Wilhelm-Denkmal, das ein Jahr zuvor – 1897 – in Berlin errichtet worden war, wozu extra ein arbeitsfreier Feiertag ausgerufen wurde, berichtete der sozialdemokratische *Vorwärts* jedenfalls Folgendes:

„Unsere Parteigenossen und Genossinnen hatten, soweit sie unfreiwillig feiern mußten, den gestrigen Tag vielfach zu Ausflügen in die Umgegend und zu eifriger Agitation in den Vororten benutzt. [...] Am stärksten lenkte sich aber der Strom der wider Willen feiernden nach dem Friedhof der Märzgefallenen. Vom frühen Morgen bis zum Dunkelwerden schloß sich ein langer Zug in dichten, wohlgeordneten Reihen durch die Wege des Hains.“<sup>8</sup>

Während das Bürgertum also in nationaler Begeisterung die Einweihung des Wilhelm-Denkmal feierte, suchten die Berliner Arbeiter\*innen einen eigenen Gedenkort auf – die Gräber der sogenannten Märzgefallenen im Friedrichshain. Sie waren in der demokratischen Revolution von 1848 getötet worden, womit sich die Erinnerung an Wilhelm I. als „Kartätschenprinz“ verband, der sich damals für ein hartes Vorgehen gegen die Demokraten ausgesprochen hatte. Hier im Friedrichshain ein Denkmal für die Märzgefallenen zu errichten, wie mehrfach beantragt, wurde nicht erlaubt.

---

<sup>7</sup> Einweihungsrede von Pastor Wilken, zit. nach: „Die Einweihung des Kaiser-Wilhelm-Gedenksteins auf dem Donnerschweer Exerzierplatz“, in: Nachrichten für Stadt und Land, 05.09.1898.

<sup>8</sup> Vorwärts, 23.03.1897, Beilage.

Die Wilhelm-Denkmäler wurden, wie der Historiker Reinhard Alings schreibt, von Sozialdemokrat\*innen „als Teil des Machtapparates, der sie unterdrückte, [...] als Symbole repressiver Gesellschaftspolitik und fehlgeleiteter Geschichte“ verstanden.<sup>9</sup> Ein großer Teil der Bevölkerung, neben Arbeiterschaft und Sozialdemokratie auch Katholik\*innen und nationale Minderheiten, sahen sich und ihren Blick auf die Geschichte daher nicht in solchen Denkmälern vertreten, sondern blieben ausgeschlossen.

Es wäre daher ein Fehler, in dem Wilhelm-Gedenkstein in Donnerschwee einfach ein repräsentatives Dokument seiner Zeit und des damaligen allgemeinen Zeitgeistes zu sehen. Er ist vielmehr ein ideologisches Produkt einer Teilgruppe dieser Zeit, die ihre spezifische Sicht auf Geschichte und damalige Gegenwart verbindlich zu machen und allgemein zu verankern versuchte. Das Denkmal diente insbesondere dem nationalkonservativen Bürgertum als ein geschichtspolitisches Instrument, seine gesellschaftlich-politischen Normen und Wertvorstellungen breit zu etablieren, zu denen ein ausgesprochener Monarchismus, Nationalismus und Militarismus gehörten.

Vielleicht ist der Gedenkstein aber auch schon damals recht schnell insofern „Geschichte geworden“, als dass er nur noch wenig beachtet und selten bewusst wahrgenommen wurde. Wir wissen es nicht – aber dies ist ein häufiges Schicksal und gewissermaßen die Tragik sehr vieler Denkmäler. Entgegen der Absicht ihrer Stifter gehören sie nach ihrer Errichtung schnell zum altbekannten Mobiliar im öffentlichen Raum, dessen eigentliche Bedeutung kaum noch jemand kennt. Robert Musil meinte einmal ironisch, dass Denkmäler offenbar „durch irgend etwas gegen Aufmerksamkeit imprägniert“ sein müssten.<sup>10</sup> Letztlich hängt es vor allem von der Erinnerungskultur einer Gesellschaft ab, ob Denkmäler eine aktive Rolle für sie spielen und an welche Denkmäler sich aktives Erinnern tatsächlich knüpft. Manche Denkmäler werden erst dann wieder bemerkt, wenn sie entfernt werden sollen. Oft kommt es aber auch zu Entfernungen, ohne dass dies ein allgemeines Interesse hervorrufen würde.

## **2. Entfernung von Denkmälern**

In den vergangenen fast 75 Jahren war der Wilhelm-Gedenkstein in Donnerschwee zwar immer vorhanden, aber nicht sichtbar. Bereits mit dem Bau der Flak-Kaserne

---

<sup>9</sup> Alings, Reinhard: Monument und Nation. Das Bild vom Nationalstaat im Medium Denkmal – zum Verhältnis von Nation und Staat im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Berlin 1996, S. 584.

<sup>10</sup> Musil, Robert: Denkmale [1927], in: Ders.: Gesammelte Werke. Bd. 2, Reinbek bei Hamburg 1978, S. 506-509, hier S. 506.

Mitte der 1930er Jahre lag er auf dem erweiterten Kasernengelände und war damit dem Blick der Allgemeinheit wohl schon weitgehend entzogen. Wahrscheinlich kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde er schließlich vergraben und damit gänzlich entfernt.

Eine Entfernung von Denkmälern kommt trotz ihres Ewigkeitsversprechens immer wieder vor und hat auch in Oldenburg in der Vergangenheit schon öfters stattgefunden. Gelegentlich wurden Denkmäler auch nur teilweise entfernt, wie etwa die bronzene Viktoria auf der Sieges- beziehungsweise Friedenssäule, die während des Zweiten Weltkriegs abgenommen wurde, um sie für die Waffenproduktion einzuschmelzen.

Wie in diesem Fall sind die Gründe für die Entfernung von Denkmälern meistens pragmatisch-funktionaler Natur. Am häufigsten sind dabei stadtplanerische Ziele ausschlaggebend. Das Denkmal für das 91er-Regiment zum Beispiel, das seit 1921 auf dem Schlossplatz stand, wurde im Zuge der Neugestaltung des Platzes 1960 zum Theodor-Tantzen-Platz versetzt. Ähnlich erging es zu dieser Zeit vor allem solchen Denkmälern, die dem Ausbau Oldenburgs zur „autogerechten Stadt“, wie es damals hieß, im Wege standen. So wurde etwa 1962 die markante Dragonersäule vom Osterburger Markt in den Wunderburgpark versetzt; ein Obelisk an der Hundsmühler Straße zur Erinnerung an den Krieg von 1870/71 wanderte in den Hogenkamp; ein weiterer Gedenkstein für die Everstener Gefallenen dieses Krieges wurde von der Edewechter Landstraße / Ecke Eichenstraße an die Ringpfeilerhalle, also zum Everstener Kriegerdenkmal an der Hauptstraße verlegt.

In den letzten Jahren erst haben Kasernenschließungen dazu geführt, dass Denkmäler, die sich – ähnlich wie der Wilhelm-Gedenkstein – auf Kasernengelände befunden hatten, ebenfalls versetzt wurden. Einige Gedenksteine, die an Oldenburger Artillerieregimenter erinnern und ursprünglich auf dem Gelände der Hindenburgkaserne gestanden hatten, waren nach deren Auflösung 1993 zunächst in die Kaserne in Donnerschwee überführt worden. Nach deren Schließung wiederum wurden sie 2006 von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt an das Artillerieehrenmal an die Ofener Straße verlegt, wo sie seitdem stehen.

Nicht nur versetzt, sondern vollkommen zerstört wurde das Kriegerdenkmal an der Alexanderstraße / Ecke Cheruskerweg, das bereits Ende der 1950er Jahre zum Opfer des Straßenausbaus wurde. Als es 1958 gänzlich abgetragen wurde, blieben nur die Namenstafeln erhalten, die auf dem Neuen Friedhof an der Auferstehungskirche abgelegt wurden, wo sie bis heute liegen.

Ebenso erging es einem Kriegerdenkmal an der Donnerschweer Straße / Ecke Wehdestraße (damals noch Wilhelmstraße). Es hatte die Form einer Säule mit einem Adler auf der Spitze – ähnlich wie die Dragonersäule in Osternburg – und wurde auf zeitgenössischen Ansichtskarten auch als „Kaiserdenkmal“ bezeichnet – wahrscheinlich mit Bezug auf die Medaillons am Sockel, die eventuell die beiden deutschen Kaiser zeigten. Dieses Denkmal stand an der Stelle, wo 1949 der Eingangs- und Kassenbereich für das neue VfB-Stadion gebaut wurde. Ob es aus diesem Grund entfernt wurde, ist bislang ungeklärt. Wahrscheinlicher ist, dass die Säule bereits zuvor und ähnlich wie der Wilhelm-Gedenkstein aus erinnerungspolitischen Gründen abgetragen worden war.

Dass diese beiden Denkmäler nicht aus pragmatisch-funktionalen, sondern aus erinnerungspolitischen Gründen entfernt wurden, kann bislang nicht belegt werden, ist aber sehr wahrscheinlich. Sowohl die Kaserne als auch der Fußballplatz in Donnerschwee wurden nach dem Kriegsende von kanadischen beziehungsweise britischem Militär übernommen und genutzt. Dass die Denkmäler von den alliierten Soldaten entfernt wurden, legt eine zentrale Direktive des Alliierten Kontrollrates nahe, die am 13. Mai 1946 eine „Beseitigung deutscher Denkmäler und Museen militärischen und nationalsozialistischen Charakters“ anordnete. Nach dieser Direktive waren

„[s]ämtliche bestehenden Gedenksteine, Plakate, Statuen, Bauwerke, Straßen- oder Landstraßenschilder, Wahrzeichen, Gedenktafeln oder Abzeichen [...] bis zum 1. Januar 1947 vollständig zu zerstören und zu beseitigen“, die „darauf abzielen, die deutsche militärische Tradition zu bewahren und lebendig zu erhalten, den Militarismus wachzurufen oder die Erinnerung an die nationalsozialistische Partei aufrechtzuerhalten, oder ihrem Wesen nach in der Verherrlichung von kriegerischen Ereignissen bestehen.“<sup>11</sup>

Nach dieser Direktive mussten also nicht nur nationalsozialistische Gedenkzeichen, sondern auch Denkmäler in militaristischer Tradition aus dem öffentlichen Raum entfernt werden. Zwar wurde diese Direktive nicht überall konsequent befolgt; es scheint jedoch sehr wahrscheinlich, dass sie auf einem Gelände, das den alliierten Besatzungstruppen direkt unterstellt war und von ihnen genutzt wurde, auch umgesetzt wurde.

---

<sup>11</sup> Alliiertes Kontrollrat: Kontrollratsdirektive Nr. 30: Beseitigung deutscher Denkmäler und Museen militärischen und nationalsozialistischen Charakters, 13. Mai 1946, in: Amtsblatt des Kontrollrats in Deutschland, S. 154 (ber. S. 241), hier nach: Die Verfassungen Deutschlands (seit 1806), URL: <http://www.verfassungen.de/de45-49/kr-direktive30.htm> (28.05.2021).

Was mit dem Krieger- beziehungsweise Kaiserdenkmal an der Donnerschweer Straße passiert ist, ist nicht bekannt. Der Gedenkstein in der Kaserne wurde, wie wir heute wissen, vor Ort vergraben – „die schnellste, einfachste und wohl auch kostengünstigste Variante, Denkmäler zu entsorgen“<sup>12</sup>, ohne sie zu zerstören. Auf diese Weise blieb der Gedenkstein allerdings auch über den politischen Systemwechsel hinweg – wenn auch unsichtbar – erhalten.

Solche politischen Systemwechsel bilden meistens den Hintergrund für Denkmalentfernungen, die erinnerungspolitisch motiviert sind. Die Jahre 1933, 1945 und 1990 markieren die politischen Umbrüche, die zur Entfernung unliebsam gewordener Denkmäler in größerem Umfang in Deutschland geführt haben. Es ist allerdings ein Fehlschluss zu glauben, dass mit der Entfernung von Denkmälern beabsichtigt wäre, die Geschichte oder die Erinnerung zu verfälschen oder zu löschen.

Diejenigen, die Denkmäler für Hitler oder Lenin entfernten, die später Denkmäler von Saddam Hussein stürzten oder die sich heute für die Entfernung von Denkmälern aussprechen, die im Zusammenhang mit der Geschichte von Sklaverei und Kolonialismus stehen – sie alle wollen in der Regel nicht, dass diese Personen und Ereignisse aus den Geschichtsbüchern verschwinden, dass sie vergessen werden oder nicht mehr an sie erinnert wird. Ganz im Gegenteil sind dies meist auch diejenigen, die eine intensive Beschäftigung mit dem Dritten Reich, der DDR, mit Diktaturen und unterdrückerischen Regimen und Verhältnissen anmahnen. Es geht ihnen nicht um ein Negieren von Geschichte oder ein Auslöschen von Erinnerung, sondern um eine Form der Erinnerung, die anders ausfällt als in diesen Denkmälern: nicht ehrend und positiv hervorhebend, sondern kritisch und reflektiert.

Die Entfernung des Wilhelm-Gedenksteins vor 75 Jahren gehört heute genau wie seine Errichtung zur Geschichte des Kasernengeländes in Donnerschwee. Der Stein war weitaus länger unsichtbar im Erdreich verborgen als sichtbar aufgestellt. Was bedeutet dies für die Frage nach einer Erneuerung des Gedenksteins?

### **3. Erneuerung von Denkmälern**

Ist ein Denkmal erst einmal entfernt, ist es eher ungewöhnlich, dass seine Erneuerung und Wiederaufstellung verlangt wird, und noch seltener, dass sie tatsächlich erfolgt. Als 1966 etwa die NWZ unter der Überschrift „Wohin mit den Kränzen“ darüber berichtete, dass der Kriegskameradschaftsverband und der Schützenverein von

---

<sup>12</sup> Otto, Kirsten: Berlins verschwundene Denkmäler. Eine Verlustanalyse, Berlin 2020, S. 350.

Donnerschwee das Fehlen ihres alten Denkmals an der Donnerschweer Straße beklagten und für die Errichtung eines neuen Denkmals vor der Weser-Ems-Halle warben,<sup>13</sup> blieb dies ohne jeden Erfolg. Auch die verschiedenen Initiativen für eine neue Viktoria-Skulptur auf der Säule am Friedensplatz, die es in Oldenburg immer wieder einmal gegeben hat, fanden dafür nie die nötige Unterstützung in Politik und Öffentlichkeit. Welche Gründe werden für die Erneuerung von Denkmälern normalerweise angeführt? Und kämen sie auch im Fall des Wilhelm-Gedenksteins in Betracht?

Oft wird erstens auf die künstlerische Qualität oder kulturhistorische Bedeutung eines früheren Denkmals verwiesen. Dies trifft für den Wilhelm-Gedenkstein wohl kaum zu. Er ist als nahezu bloßer Schriftträger künstlerisch denkbar unambitioniert und ähnelt noch am ehesten einem schlichten Grabstein.

Zweitens kann eine identitätsrelevante Verankerung im Bewusstsein der Stadtgesellschaft oder der direkten Anwohner\*innen mit dazu führen, dass ein Denkmal wieder aufgestellt wird. Dass der Gedenkstein vor 1945, als er noch sichtbar war, eine solche Identitätsrelevanz besessen hätte, ist – auch angesichts der wenigen vorhandenen Abbildungen – nicht sehr wahrscheinlich. Durch seine Abwesenheit in den über 70 Jahren danach konnte er eine solche Relevanz nachfolgend auch gar nicht ausbilden. Er ist also kein Denkmal, das altbekannt und altgewohnt wäre und immer schon dazugehört hätte. Kaum jemand wird sich an das Denkmal vor seiner Erneuerung 2018 überhaupt erinnern können. Offenbar niemand hat es vor seiner Wiederaufstellung vermisst.

Bleibt drittens das grundsätzlich zutreffende Argument, dass der Gedenkstein ein historisches Dokument darstellt, das als Überrest der Vergangenheit ein Zeugnis der Geschichte sein kann. Es gilt allerdings die bereits oben gemachte Einschränkung, dass der Gedenkstein nur die Perspektive einer bestimmten sozialen und politischen Gruppe wiedergibt, die eine spezifische, tendenziell nationalistische und exkludierende Sicht auf die Geschichte und damalige Gegenwart besaß und unserem heutigen Wertesystem wohl kaum noch entspricht. Auf den historischen Kontext kann zwar in einer Informationstafel hingewiesen werden. Es erscheint jedoch zweifelhaft, ob dies in einer Form geschehen kann, die der historischen Komplexität in hinreichender Weise gerecht wird. Die bisherige Tafel leistet dies zumindest nicht. Zu

---

<sup>13</sup> „Wohin mit den Kränzen“, in: NZW, 15.11.1966.

bedenken ist dabei auch, ob eine ergänzende Texttafel die ehrende Form des Gedenksteins überhaupt einhegen kann.

Denn der Gedenkstein stellt eben nicht nur ein historisches Dokument dar, sondern ist nach wie vor auch ein Medium der Erinnerungskultur. Als Erinnerungsmedium wird er bei seiner Wiederaufstellung zwangsläufig reaktiviert. Anders als beispielsweise ein in der Erde aufgefundener Mühlstein, der als bloßes Zeugnis der Vergangenheit wiederaufgestellt werden kann, ohne seine alte Funktion wieder zu übernehmen, ist dies bei einem Gedenkstein, dessen einzige Funktion die Erinnerung ist, durchaus der Fall. Er wird quasi revitalisiert. Gleichzeitig würde die Geschichte seiner bewussten Entfernung durch die Alliierten nach 1945 wieder revidiert, was, wenn man so will, auch einen Akt der Geschichtsrevision darstellt.

Es gibt in dieser Frage also keine Zwangsläufigkeiten oder Automatismen: Bei weitem nicht jeder historische Fund wird an der Stelle wieder aufgestellt, wo er aufgefunden wurde oder früher einmal gestanden hat. Neben funktionalen Aspekten hat jede Erinnerungskultur die Freiheit zu entscheiden, was für ihr Selbstverständnis und ihre historische Selbstverständigung eine besondere Bedeutung haben soll.

Eine wichtige Rolle spielt dabei der Funktionswandel des ursprünglichen Standorts. Der wieder aufgestellte Wilhelm-Gedenkstein steht heute eben nicht mehr in seinem ursprünglichen Kontext auf einem Exerzierplatz oder in einer Kaserne. Heute steht er vielmehr auf dem zentralen Platz und Treffpunkt eines neuen Wohngebiets in direkter Nachbarschaft zu einem Kinderspielplatz. Die Adressat\*innen des Steins wären hier also heute nicht mehr exerzierende Soldaten, sondern die Anwohner\*innen und Besucher\*innen dieses Platzes – also vornehmlich Kinder mit ihren Eltern. Was sollte aber die Botschaft dieses Denkmals für diesen Adressatenkreis sein?

Es erscheint durchaus sinnvoll, dass die Bewohner\*innen dieses Quartiers Möglichkeiten erhalten, sich über dessen militärische Vorgeschichte zu informieren und diese kritisch zu reflektieren. Dass dieser Gedenkstein dies leisten könnte, ist allerdings zweifelhaft. Für eine reflektierte, partizipative und kreative Beschäftigung mit der Geschichte dieses Ortes wären andere Formen der Auseinandersetzung geeigneter. Die Verhüllungsaktionen, die es in den vergangenen Monaten immer wieder gegeben hat, weisen in so eine Richtung: Sie thematisierten in einer Aktion der Verfremdung die Bedeutung der öffentlichen Sichtbarkeit zum einen im Hinblick auf die besondere Geschichte des Gedenksteins, der lange unsichtbar im Erdreich

verborgen gewesen war; zum anderen aber auch im Hinblick auf Denkmäler generell, die man vielleicht erst dann wieder bewusst sieht, wenn sie verhüllt sind.

Im Sinne einer demokratischen und partizipativen Erinnerungskultur, die zudem den Wandel unseres Geschichtsverständnisses berücksichtigt, hat der Schriftsteller Ilija Trojanow jüngst die Aufstellung temporärer beziehungsweise provisorischer Denkmäler angeregt.<sup>14</sup> Denkmäler im öffentlichen Raum sollten seiner Meinung nach nicht mehr mit einem Ewigkeitsanspruch angelegt sein, sondern einem regelmäßigen Wandel unterliegen und wechselweise von verschiedenen Gruppen der Gesellschaft konzipiert werden.

Praktiziert wird dies bereits am Trafalgar Square in London, wo ein freigebliebener Sockel – die *Fourth Plinth* – alle zwei Jahre von Künstler\*innen neu bestückt wird und damit immer wieder für wesentlich mehr öffentliche Aufmerksamkeit sorgt als die danebenstehende, ewig gleichbleibende Lord-Nelson-Säule. Für ein solches, sich regelmäßig wandelndes Denkmalprojekt könnte – in kleinerem Maßstab – in Donnerschnee der Sockel des Wilhelm-Gedenksteins dienen. Er wäre nicht nur ein historischer Verweis auf einen Gedenkstein, der vor 120 Jahren hier aufgestellt und vor 75 Jahren wieder entfernt worden ist. Der Sockel könnte auch Fixpunkt für eine aktive und kreative Auseinandersetzung mit der Geschichte des Quartiers sein. Dabei könnte zum Beispiel darüber reflektiert werden, dass zur Militärgeschichte Oldenburgs mehr gehört als nur Kasernen, Kaisertreue und Kriegsbegeisterung.

Neben den vielen Regiments- und Gefallenendenkmälern gibt es in Oldenburg bis heute zum Beispiel kein Gedenkzeichen für die Soldaten, die gegen Ende des Zweiten Weltkrieges noch wegen sogenannter Fahnenflucht aufgehängt wurden oder für Wehrdienstverweigerer, die es lange Zeit schwer hatten, anerkannt zu werden. Wenn Ilija Trojanow, wie er schreibt, mit temporären Denkmälern Gespräche über „die wahren Heldinnen der Geschichte“ anzuregen hofft, dann wäre zum Beispiel auch daran zu denken, ob nicht einmal die prägenden Akteur\*innen der Oldenburger Friedensbewegung, wie Luise Olsen oder Heinrich Hoffmann, zeitweise auf einen solchen Denkmalssockel gestellt werden könnten. Bundespräsident Walter Steinmeier meinte 2018: „Für das Selbstverständnis unserer Republik sollten wir mehr investieren als nur in die Grablege von Königen oder die Schlösser von Fürsten!“ Er forderte

---

<sup>14</sup> Trojanow, Ilija: Debatte um Denkmäler. Gelegentlich vom Sockel geholt, in: taz, 22.07.2020.

stattdessen, „mehr Aufmerksamkeit, mehr Herzblut und, ja, gern auch mehr finanzielle Mittel den Orten und den Protagonisten unserer Demokratiegeschichte [zu] widmen.“<sup>15</sup>

Eine Erinnerungskultur hat es immer selbst in der Hand, in welche historische Tradition sie sich stellt. Besser als ein nur knapp kommentierter Kaiser-Wilhelm-Gedenkstein würden dem Anne-Frank-Platz künstlerische und gleichzeitig erinnerungskulturelle Reflektionen mit temporären Denkmälern zu Gesicht stehen. Sie würden kreative, regelmäßig wechselnde und immer wieder neue Impulse geben, die das Quartier beleben und weit darüber hinausstrahlen würden. Der Wilhelm-Gedenkstein wäre am besten im musealen Kontext des Stadtmuseums aufgehoben, wo er als historisches Zeugnis fachkundig in seinen geschichtlichen Kontext eingeordnet, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und pädagogisch genutzt werden könnte. Andere Möglichkeiten wären eine Versetzung zu den bereits vorhandenen Regimentsdenkmälern am Artillerieehrenmal an der Ofener Straße oder auch hier auf dem Gelände, an einen weniger zentral gelegenen Standort.

Der Text ist urheberrechtlich geschützt. Anfragen zur Nutzung der Rede oder von Ausschnitten richten Sie bitte an [kulturbuero@stadt-oldenburg.de](mailto:kulturbuero@stadt-oldenburg.de).

---

<sup>15</sup> Bundespräsidialamt: Gedenkstunde zum 9. November 2018, URL: <https://www.bundespraesident.de/SharedDocs/Reden/DE/Frank-Walter-Steinmeier/Reden/2018/11/181109-Gedenkstunde-Bundestag.html?nn=9042544> (28.05.2021).